

dtv

Laura Slasher, frisch getrennt von ihrem Ehemann, dem Gestaltwandler Hector, nimmt eine Auszeit in London. Dort wird sie von einer Geheimorganisation kontaktiert, die Portale in andere Dimensionen aufspürt und – vertuscht. Man möchte Laura, die vor Jahren paranormale Phänomene im südenglischen Ashby House erlebt und vor allem überlebt hat, als Agentin gewinnen. Ihr erster Einsatzort ist die Komische Oper Berlin, denn vieles deutet darauf hin, dass sich dort ein geheimes Portal befindet. Heimlich gefolgt von Hector, bricht Laura in die deutsche Hauptstadt auf, wo tags die Linden blühen und nachts nicht nur lichtscheue Gestalten unterwegs sind ...

V. K. Ludewig betätigte sich nach seinem Anglistikstudium u. a. als Ghostwriter, Redakteur, Fernseh- und Buchautor. Mehrere Jahre leitete er die Plattenlabel Viellieb Rekords und DMD-Music. ›Oper der Phantome‹ ist die Fortsetzung von ›Ashby House‹ (dty 21351), einem Grusel-Fantasy-Roman um ein Haus mit einem besonderen Appetit auf seine Bewohner.

V. K. LUDEWIG

OPER DER
PHANTOME

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von V. K. Ludewig
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Ashby House (21351)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Originalausgabe 2013
© 2013 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel/punchdesign, München
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Stempel Garamond 9,5/12,75
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21469-8

OUVERTÛRE

Mai 2010

Für gewöhnlich schlief Erika Müller einen tiefen, erholsamen und traumlosen Schlaf. Selbst wenn sie träumte, konnte sie sich tags darauf kaum an ihren Traum erinnern, und wenn doch, erschien er ihr meist als so unwichtig, dass sie ihn sofort wieder vergaß.

Doch schon während des Traumes, der sie in dieser Nacht heimsuchte, kam es ihr vor, als sei dieser bedeutsamer als jeder andere zuvor. Und das, obwohl er ganz banal an ihrem Arbeitsplatz spielte, der Komischen Oper Berlin, an der sie seit beinahe fünfzehn Jahren den Kartenverkauf leitete.

Es war ein düsterer Morgen in diesem Traum, obwohl es Mai war und sie Unter den Linden die Bäume blühen sah, ihren Duft roch, der die Autoabgase und die Gerüche der erwachenden Großstadt noch überdeckte. Es waren wenige Passanten unterwegs, als sie die Tür zur Kasse aufsperrte – neugierig, weil heute der Tag war, an dem das Programm der nächsten Spielzeit intern bekannt gegeben wurde. In wenigen Tagen würde die jährliche Pressekonferenz abgehalten, das Programm offiziell vorgestellt – und dank der Stamm-

gäste, die ihren Opernbesuch langfristig planten, um an ihre favorisierten Plätze zu kommen, würde vor der Sommerpause noch einmal viel zu tun sein.

Wie an jedem anderen Arbeitstag, der nicht zufällig in einem Traum stattfand, schaltete sie den Computer an und setzte die Kaffeemaschine in Betrieb, während das System hochfuhr. Als der Rechner betriebsbereit war, öffnete sie das Verkaufsprogramm und den Mail-Ordner. Dutzende Mails erschienen, Spam, Kartenbestellungen, Kundenanfragen. Erika überflog die Liste mit einer leichten inneren Anspannung, die für diese Arbeitsroutine ungewöhnlich war. Dann blieb ihr Blick an der Mail vom Künstlerischen Betriebsbüro hängen. Im Betreffsfeld stand »Nur intern: Saison 2010/11«. Sie öffnete die Nachricht und überflog den Spielplan.

»Kiss me, Kate«, »Im weißen Rössl« – die Hits der vergangenen Spielzeit wurden wieder aufgenommen und würden für ein ausverkauftes Haus sorgen. Auch die etwas härtere Kost, die umstritteneren Arbeiten – Calixto Bieitos' Inszenierung der »Entführung aus dem Serail« und »Salome« von Strauss – standen wieder auf dem Programm. Zu den Neuaufführungen zählten unter anderem »Idomeneo« von Mozart und »Die Gespräche der Karmelitinnen« von Francis Poulenc. Als die Kaffeemaschine ein schnorrendes Geräusch von sich gab, sprang ihr etwas ins Auge, das sie unerklärlicherweise nach Luft ringen ließ. »Rusalka«, flüsterte sie in den leeren Raum. »Oh, mein Gott, »Rusalka!«

Der nächste Teil des Traums spielte ebenfalls in der Oper, in einem fensterlosen Treppenhaus, das sich in einem nicht öffentlich zugänglichen Teil des Gebäudes befand. Die Wände waren vergilbt, und in der Luft hing der Geruch von Vergangenheit, von etwas Düsterem, wie von kalter Asche oder

Kohlenstaub. Das Holzgeländer war an der Wand mit neo-barocken Halterungen angebracht, die Vogelkrallen nachgebildet waren. Weiß angestrichen erinnerten die Klauen an Knochen und durch ihre Größe an die Krallen gigantischer Urvögel. Schon im Wachzustand fand Erika dieses Detail beunruhigend, doch im Traum wuchs sich ihr Unbehagen noch aus, sodass sie die Treppe mittig hinabstieg, mit dem größtmöglichen Abstand zu den Krallen. Die Treppenstufen, die noch zum alten Teil des Gebäudes gehörten, der Ende des 19. Jahrhunderts erbaut worden war, waren vom jahrhundertelangen Gebrauch niedergetreten, und einmal rutschte Erika ab, hielt aber gerade noch die Balance, ohne sich am Geländer abstützen zu müssen.

Am Fuß der Treppe angelangt, fand sie sich vor einer versperrten Tür wieder. Plötzlich hatte sie ein riesiges Schlüsselbund in der Hand, wählte den erstbesten Schlüssel aus, führte ihn ins Schloss. Er passte. Als sie die Tür öffnete, schlug ihr ein modriger Geruch entgegen, nicht ungewöhnlich, aber darüber lag noch eine andere Duftnote, die sie schwer zuzuordnen konnte und die hier definitiv keine Daseinsberechtigung hatte. Etwas Süßes? Etwas *Klares*?

Sie schaltete die spärliche Beleuchtung ein und wusste mit einem Mal, was sie zu tun hatte, als sie die Tropfen auf dem Fußboden sah. Kleine Pfützen und Lachen, die sie einluden, ihnen zu folgen. Und so kam auch Erika instinktiv, wenn auch zögerlich dieser Einladung nach.

Die Lachen wurden nach wenigen Metern kleiner, doch immer noch klar erkennbar durch das gelbliche Licht nackter Glühbirnen, das sich darin spiegelte. Der Korridor führte auf eine Gabelung zu. Die Wasserspur ging nach rechts ab und endete nach wenigen Metern vor einem Verschlag, an dem ein lädiertes Vorhängeschloss hing.

Erika zögerte, bevor sie das Holzgitter vor dem Verschlag berührte. Es war feucht und öffnete sich mit einem Knarren. Vorsichtig und mit ausgebreiteten Armen betrat sie den finsternen, vollgestellten Raum. Ein weiterer Schritt, und ihr Fuß berührte etwas, das auf dem Boden lag, eng an der Wand. Als ein Wimmern ertönte, brach Erika der Schweiß aus, und ihr Herz begann zu rasen. (Wir kennen Erika noch nicht gut genug, um beurteilen zu können, wie sie sich verhalten hätte, wenn es sich nicht um einen Traum gehandelt hätte. Wäre sie weggerannt, um Hilfe zu holen? Hätte sie sich hinabbeugt, die Decke ertastet, die das wimmernde Etwas bedeckte, und sie fortgezogen? Im Traum tat sie das Letztere.)

Die Panik angesichts dessen, was sie nun sah, war so gewaltig, dass sie mit einem Schrei auf den Lippen erwachte, immer noch den Anblick des nackten Wesens vor Augen, das ihr flehentlich in die Augen schaut, röchelt. Sie sieht den Körper ein letztes Mal erbeben, den Fischschwanz aufzucken, vernimmt das Geräusch, das dieser macht, als er ein letztes Mal über den kalten Kellerboden gleitet und die Nixe verendet.

Als Erika Müller an diesem Arbeitstag die Mail des künstlerischen Betriebsbüros öffnete und das Programm der nächsten Spielzeit las, traf sie der Titel »Rusalka« so hart, dass sie vom Schreibtischsessel aufsprang, dabei ihre Tasse umstieß und in einer Lache aus heißem, dampfenden Kaffee stehend eine Panikattacke bekam. (In früheren Zeiten wäre es eine gnädige Bewusstlosigkeit gewesen, die ihr ein seliges Vergessen beschert hätte – die Panikattacke hingegen wollte gnadenlos ausgehalten werden.)

Hätte Erika Müller gewusst, dass es sich bei ihrem Traum nicht etwa um einen Traum, sondern um eine gelöschte Er-

innerung handelte, hätte sie die Opernkasse, in der sie so gern arbeitete, augenblicklich verlassen und wäre niemals zurückgekommen. Doch das wusste sie nicht, und so dauerte es etwas mehr als zwanzig Minuten, bis die Symptome der Attacke, das Herzrasen, Schwitzen, die weichen Knie, das Zittern und die Übelkeit, nachließen und sie sich, immer noch etwas angeschlagen, dem Tagesgeschehen zuwenden konnte.

ERSTER
AUFZUG

*Eiskalt und traurig weht's von Dir
Du kalte Schönheit – fort von mir!*

KAPITEL I

Mittwoch, 18. Mai 2011

Der Zustand der Suite ist für Hotelangestellte ein leicht identifizierbarer Klassiker. An der Eingangstür hängt seit Tagen das »Bitte nicht stören«-Schild. Öffnet man die Tür, blickt man in ein düsteres Salonzimmer, in dem nur wenige dezente Tisch- und Stehlampen kleine Lichtoasen bilden. Die schweren, blickdichten Vorhänge sind bei Tag und Nacht zugezogen. Über dem Sofa und den Sesseln liegen Kleidungsstücke in mehreren Schichten übereinander. Einige Koffer und Taschen stehen noch geschlossen auf dem Boden, aus anderen sind achtlos Sachen herausgezogen und nur wenige Schritte entfernt fallen gelassen worden. Auf dem Schreibtisch ausgebreitet der Inhalt einer Handtasche: Lippenstifte und Kompaktpuder, eine Pillendose, ein Schlüsselbund, ein Portemonnaie, aus dem Münzen gefallen sind, ein Brief, in Tinte geschrieben und in einer gut lesbaren, nach rechts tendierenden Männerhandschrift, Mobiltelefon (nicht eingeschaltet), iPod (Akku leer, stehen geblieben mitten in Lady Gagas »Speechless«). Die Tasche selbst liegt neben dem Papierkorb und mehreren Tüten von Tower Records, in denen sich DVDs befinden: »Dancer in the Dark«,

»Mary & Max«, »Rabbit Hole«, »Moulin Rouge«, »Tausend Morgen«, »Dark Victory« mit Bette Davis. Die Sammlung legt die Vermutung nahe, dass die Besitzerin eine Tränenkur zu nehmen beabsichtigt hat – die Tatsache, dass die DVDs noch eingeschweißt sind, lässt darauf schließen, dass sie ihr Vorhaben noch einmal überdacht oder es einfach vergessen hat.

Die Tür zum Schlafzimmer ist geöffnet, aus ihr dringt das blaue Licht eines sich im Standby befindlichen Flatscreen-Fernsehers. Die Tagesdecke liegt auf dem Boden neben dem Bett. Auf den Nachttischen stehen die Tablettts, die der Room-Service am Vorabend vorbeigebracht hat. Das Essen ist kaum angerührt, die Minibar allerdings fast vollständig geleert, insbesondere die Alkoholvorräte. So sind das Wiederbefüllen der Minibar, das Servieren von Essen und Abräumen des kaum benutzten Geschirrs die einzigen Aufgaben, die der Gast den Zimmerservice hat ausführen lassen.

Die Angestellten sind ihrer Aufgabe mit distanzierter Höflichkeit nachgekommen und haben den Eindruck schleichender Verwahrlosung fortgewischt wie Schuppen von den Schulterpartien ihrer Uniformen, kaum dass sie die Tür der Suite lautlos hinter sich zugezogen haben. TREN- NUNG steht in Großbuchstaben über diesen Räumen. Ein Zustand, den jede und jeder von ihnen kennt und von dem man gern vergisst, wie schmutzig, gnadenlos und bitter er ausfallen kann.

Werfen wir einen Blick auf Laura Slasher, geborene Shalott, wie sie kümmerlich ganz am rechten Rand des überdimensionierten Hoteldoppelbetts schläft, der zierliche Körper in Embryonalhaltung, die langen roten Haare wie trockenes Gestrüpp auf dem Kopfkissen ausgebreitet, das Gesicht

bläss, das Wächserne ihrer Gesichtshaut noch betont durch das kaltblaue Licht des Fernsehschirms. Sie hat es ebenso wenig registriert wie die Pracht der blühenden Hampstead Heath, deren frühlingshaftes Panorama sich hinter den geschlossenen Vorhängen auftut. Diesem Anblick ist es geschuldet, dass das »Hampstead Grand« und insbesondere die Greta-Garbo-Suite der bevorzugte Aufenthaltsort von Lucille Shalott in London ist. So buchte sie die Suite für ihre Schwester, kaum dass sie von deren Trennung erfahren hatte. »Wenn Du es Dir mit diesem Mann vermasselst, dann komme ich und schlage Dich grün und blau« hatte sie ihr damals in der Hochzeitskarte geschrieben, aber wenn Not am Mann war, zogen die Schwestern Shalott an einem Strang.

Drei Tage lang hat Laura die Räume nicht verlassen. Jetzt bricht gerade der vierte an. Sie erwacht. In dem Moment, den sie braucht, um sich zu orientieren, ist dieser Tag ein Tag wie jeder andere. Doch sobald sie merkt, wo sie ist, setzt das Wissen ein und mit dem Wissen die Erkenntnis. Sie ist hier, weil sie kein Zuhause mehr hat, die Zeit des Glücks vorbei ist.

Früher war sie auf der Jagd nach dem Glück immer so knapp daran vorbeigerannt, dass diese Erfahrung sie zu einer unerschütterlichen Optimistin gemacht hat. Genug Geld, die große Liebe – das würde doch an jeder Ecke auf sie warten, es wäre ja gelacht, gelang es doch ganz anderen Menschen, schlechteren, hässlicheren, dümmere Menschen, ihr Glück zu finden. Wacker lief sie deshalb immer wieder dem Glück hinterher, dabei das Glück meist mit etwas anderem verwechselnd, einem hübschen Gesicht, einem leeren Versprechen. Auf Täuschungen folgten Enttäuschungen, daran war sie im Lauf der Zeit gewohnt. Doch die unauslösch-

liche Zuversicht, die sie dadurch gewann, macht den Großteil dessen aus, was man als ihren Charme bezeichnen kann. Das Glück, das sie dann tatsächlich gefunden hatte, zu verlieren war allerdings eine Erfahrung, die sie zum ersten Mal im Leben machte.

Drei Jahre waren ihr und Hector vergönnt gewesen, dann hatte es »Klick« gemacht, vielmehr ein leises »Plop!« in Hectors Kopf.

Sie hatten sich am Frühstückstisch gegenübergesessen, und während er ihr Tee nachschenkte und sie in ein frisch gebackenes Croissant biss, explodierte in seinem Hirn eine Blutbahn, sein Gesicht froh ein, und er sackte auf dem Küchentisch zusammen, als habe man ihn per Knopfdruck ausgeschaltet. Dem schnellen Handeln Lauras war es zu verdanken, dass er überlebte. Anstatt das Eintreffen eines Krankenwagens abzuwarten, hatte sie Hector mit Kräften, die in dieser Schocksituation geradezu ins Übermenschliche wuchsen, ins Auto gezerrt und ihn selbst ins Krankenhaus gefahren. Diese Minuten waren entscheidend für sein Überleben gewesen.

Hector Slashers Aneurysma war jedoch nicht der Höhepunkt des Dramas, das sich in den folgenden Wochen, Monaten und Jahren abspielte, sondern nur der Auslöser. Die Hirnoperation, bei der das erweiterte Blutgefäß mit einem Titanclip vom Blutkreislauf gekappt wurde, war erfolgreich verlaufen, doch das Aneurysma hatte Slashers Sprachzentrum beschädigt. Wie das Opfer eines Schlaganfalls musste er sprechen, lesen und schreiben komplett neu erlernen. Doch eine weitaus gravierendere Veränderung hatte in ihm stattgefunden: Sein Gleichmut, sein Charme und seine Geduld waren ihm abhandengekommen.